

Mit fünfzehn Jahren hörte ich zum ersten Mal *mein* Lied. Ein heruntergekommener, seiner Stimme nicht mehr mächtiger Bariton sang es vor wenigen Zuhörern. Alle sahen ihm die Schwächen nach; es war eines der ersten Konzerte seit Kriegsende in Nürtingen. In dem Saal der ehemaligen Aufbauschule, in dem das Konzert stattfand, waren wenige Jahre zuvor Lieder zum Ruhme Hitlers geschmettert worden.

„Fremd bin ich eingezogen, / Fremd zieh ich wieder aus.“

Als der Sänger einsetzte – für ihn, er trat im Frack auf, begann eine zweite Winterreise; draußen sträubte der Januarschnee im Frost, der Raum war so gut wie nicht geheizt –, als er einsetzte, traf seine Stimme das „Fremd“ nur ungenau. Selbst ich, der ich das Lied noch nicht kannte, merkte es. Aber gerade dieses suchende und gesuchte FREMD bewegte mich tief. Es sprach von mir, das ganze Lied erzählte von mir.

Von nun an befand ich mich mit jenem Sänger unterwegs, hatte selber eine Wanderung begonnen, die im Lied deutlicher und schmerzlicher wiederholt wurde. Ich lauschte hingeeben und vergaß den Gesang. Die Verse schienen ihre Musik hervorzurufen. Ohne sie hätten sie keine Bedeutung gehabt. Der Wanderer, der Fremde war ich. In Nürtingen hatte er einige Zeit Zuflucht gefunden. Ich war wie er als Flüchtling gekommen und von der Stadt und ihren Bürgern „fremd“ gemacht worden.

„Ich kann zu meiner Reisen / Nicht wählen mit der Zeit.“

Wie ungezählte Andere hatte auch ich nicht wählen können. Wir hatten unsere Wanderschaft unvorbereitet begonnen. Das ist fast vierzig Jahre her.

Nicht immer, wenn ich die „Winterreise“ jetzt höre, im Konzertsaal oder auf Schallplatte, empfinde ich meine Fremde wie damals. Ich habe mit ihr umzugehen gelernt. Manchmal jedoch fühle ich, wie die Haut sich fröstelnd zusammenzieht. Dann werden Bilder lebendig, die ich während meiner unfreiwilligen Wanderung eingesammelt habe, Bilder, die einer Epoche gehören, Bilder, vor denen nur Amnesie schützt, Bilder, die Verfolgte und Verfolger gemeinsam erinnern, und die sie dennoch trennen, Bilder von Flüchtlingen, die unfreiwillig für eine kurze Zeitspanne oder für alle Ewigkeit unterwegs waren – keine mythischen Erscheinungen, keine Kunstfiguren eines Lieds, Gehetzte von Flüchen und Drohungen, vom eigenen Gewissen und Hass, Gepeinigete von der Flucht vor Folter, Kerker, Tod.

Ich sehe diese Bilder wie ein Menetekel auf dem Grund einer dauerhaften, nie ganz weichenden Angst: Der erste Schritt aus dem Vertrauten hinaus, aus der Wohnung, aus dem Haus, meist hinein in die Nacht. Keiner macht ihn freiwillig. Immer geht ihm ein Befehl, eine Anweisung oder die Furcht voraus und immer wird er begleitet von unauffällig Auffälligen, von Uniformierten.

Und diese Landschaften, aus der Höhe des Traums gesehen, verwüstet von Bomben und Granaten und dennoch gegliedert von Geleise, auf denen Züge fahren, geordnet durch Straßen, auf denen sich Kolonnen bewegen oder durch Ansammlungen von flachen, im Karree gebauten Barackensiedlungen, durch sinnlos aus dem Geröll ragende Kirchtürme. Und diese Bahnhöfe, die bei Tag und Nacht Züge empfangen, deren Passagiere oft nichts miteinander gemeinsam haben als den Gedanken an die Flucht, Wege phantasierend in verstörten und todgeweihten Köpfen. Diese Fluchtwege, staubig oder morastig, stets den vorauseilenden Blicken zu nah und bereit, die Stürzenden aufzufangen.

Diese Furcht der Wanderer – ihre unsichtbaren Male könnten sichtbar werden – Deserteure, Häftlinge, Juden, Kommunisten, Russen, Franzosen, Deutsche, Flüchtlinge, Deportierte, Fremdarbeiter, Zigeuner, Homosexuelle. Benennungen, die sie kennzeichnen sollen und zeichnen wollen.

Was bringt mich dazu, diesen Gejagten und Jagenden den namenlosen Wanderer der Winterreise vorzuschicken, einen verirrtten Sendboten der Romantik? 1949 schrieb ich das Gedicht eines anderen Wanderers, Max Herrmann-Neiße, in mein Notizbuch:

„Trostlied der bange Regennacht“

„Keine Furcht der Erde  
kann uns bange tun.  
Sieh, wie sanft die Pferde  
Wang' an Wange ruhn.“

Peter Härtling, *Der Wanderer*, Luchterhand, Literaturverlag, 1988.